

Feuerstöden. Die Stöcke bestehen aus dem Holz des Kaibaumes, und zwar angeblich beide von dem gleichen Baum, aber anscheinend von verschiedenen Teilen, da sie verschiedene Härte besitzen. Der weichere liegt auf der Erde, und man setzt einen Fuß auf ihn; der andere, harte, wird senkrecht auf das eine Ende des vorigen gesetzt und mit den flachen Enden gequirt. Die Hände gleiten dabei hinab und müssen fortwährend wieder hinaufgeschoben werden. Dabei tritt eine kleine Pause im Drehen ein. Es entsteht ein feines Bohrmehl, das zu kohlten und zu schwefeln beginnt. Durch Anpusten sucht ein zweiter Mann Glut zu entfachen und trodenes Gras in Brand zu setzen. In 1 bis 3 Minuten hat man Feuer.

Während man auf der Reise ohne jede Hütte schläft oder höchstens einige Äste eines Busches zusammenbindet, Felle oder Grasbüschel herüberlegt und so ein Schuttdach gegen Regen schafft, baut man in den ständigen Lagerplätzen Windschirme. Dieses Gerüst, das aus gebogenen, in die Erde gesteckten Stöcken besteht, wird mit Gras gedeckt und Dornestrüpp zum Schutz herumgelegt. Vor dem Schirm liegt eine Feuerstelle. Die Schirme stehen meist einander parallel, der Hauptwindseite — Osten — abgewendet, sofern sie nicht durch dichtes Gebüsch geschützt sind.

Ein solches aus einem Duzend Schirme bestehendes Lager wird also wieder bezogen, die Schirme ausgebessert oder neu gebaut. Es liegt im Busch des Sandfeldes, abseits von jedem Wasser. In der Nähe dieses findet man es selten. Die Gründe dafür sind heutzutage größere Sicherheit vor ihren Unterdrückern, den Negern, Gotten-totten usw., früher die Furcht, das Wild zu verschrecken, bzw. Furcht vor den die Wasserplätze nächtlich besuchenden wilden Tieren, Elefanten, Rhinocerosen, Löwen usw.

Die aufgehende Sonne findet das Lager schon in voller Tätigkeit. Fröstelnd hocken die Männer um das Feuer, in die Ledermäntel gehüllt. Einer hält eine auf einen Stock gespiessete Keule eines Dudders<sup>1</sup> — eine Beute des vorigen Tages — ins Feuer, schweigend sehen die übrigen zu. Außen schwarz verbramt, im Innern aber noch halbroh und blutend, wird das Fleisch mit Fingern und Messern in Stücke zer-rissen und gierig verschlungen. Der Knochen wird aufgeschlagen, das Mark verzehrt. Jetzt noch ein Schluck Wasser aus einem Straußenei, die Tasche mit Bogen und Köcher wird umgehängt, und fertig ist man zum Aufbruch.

Jedem ist vom Häuptling sein Benjum für den Tag zuerteilt. Diese Frauen holen Wasser, jene Holz, jene sammeln Wurzeln, Früchte und was ihnen sonst in den Weg kommt. Wir wollen den Häuptling begleiten, der mit einigen Leuten sein Gebiet nach der langen Abwesenheit überschauen will.

Wir brechen auf. Die kleinen, dünnen, gelbbraunen, schmutzigen Kerlchen schwärmen aus wie Schützen. Schnellen Schritts, halb laufend, mit ihren einwärts gestellten Füßen watschelnd, gleiten sie dahin, Grasstauden und Büsche umgehend. Naslos schweift das Auge umher, unablässig suchend, beobachtend. Daher kommt wohl der unsiere, scheue Blick des Buschmanns, der so vielen Beobachtern aufgefallen ist. Der finstere Gesichtsausdruck dagegen ist wohl die Folge von dem Zusammen-schneifen der Augen wegen des blendenden Lichts.

In einem Busch wendet sich eine kleine schmalblättrige Pflanze mit gelblichen Blüten, eine Asklepiadee. Schnell kniet ein Buschmann nieder, gräbt mit Hand und Spatenstock ein handtiefes Loch und holt eine der Kartoffel gleiche Knolle hervor. Sie wandert in die Ledertasche, und weiter geht's. Hier bückt sich einer nach einem fußhohen Büschel aus lanzettlichen Blättern. Grinsend lockert er den Boden mit dem Spatenstock auf, vorsichtig räumt er mit der Hand den Sand fort. Da kommt